
DVD**Die Römer nördlich der Alpen****46 02280****Quellentexte****Quelle 1**

In seinem Werk zum Gallischen Krieg begründet *Cäsar* den Rheinübergang mit der Abschreckung der Germanen vor weiteren Überfällen sowie der Verfolgung der geflüchteten Usipeter und Tenkterer. Außerdem solle der Brückenbau zeigen, dass ein Heer des römischen Volkes die Möglichkeit und den Mut habe, den Strom zu überqueren, an dem für die Germanen die Macht des Imperiums endete. Dann fährt er fort:

„Das also waren die Gründe, die Cäsar zu dem Entschluss gebracht hatten, über den Rhein zu gehen. Auf Schiffen überzusetzen, hielt er einerseits nicht für sicher genug, andererseits entsprach es – wie er meinte – nicht seiner Würde und der des römischen Volkes. Wenn sich nun auch der Bau einer Brücke wegen der Breite, der reißenden Strömung und der Tiefe des Flusses als äußerst schwierig herausstellte, so glaubte Cäsar doch, darauf bestehen oder aber den Übergang mit seinem Heer ganz unterlassen zu müssen. Beim Bau der Brücke verfuhr er folgendermaßen: Je zwei 1,5 Fuß (45 cm) dicke, unten ein wenig zugespitzte und nach der Tiefe des Flusses bemessene Pfähle verband er in einem Abstand von 2 Fuß (60 cm) miteinander. Ein solches Pfahlpaar wurde dann von zusammengekoppelten Fahrzeugen aus in das Flussbett hinabgelassen, im Grund festgesetzt und durch Rammen hineingetrieben, aber nicht senkrecht wie gewöhnliche Pfähle, sondern schräg und dachsparrenartig, und zwar in Richtung der Strömung. Diesen Pfählen gegenüber wurde dann weiter stromabwärts in einer Entfernung von 40 Fuß (12 m) ein zweites Paar in gleicher Weise miteinander verbundener Pfähle gegen die starke Strömung gerichtet in den Fluss gesenkt. Diese beiden Pfahlpaare wurden durch Balken von 2 Fuß (60 cm) Dicke – soweit standen die Pfähle voneinander ab – auseinander gehalten, die von oben zwischen sie eingelassen und mittels zweier an jedem Ende angebrachter Querhölzer befestigt wurden. Da sie sich so einander nicht nähern konnten, mit dem gegenüberstehenden Paar jedoch fest verbunden waren, war die Anlage so fest und von Natur aus so eingerichtet, dass die Joche sich nur um so fester ineinander fügten, je stärker die Strömung war. Darauf wurden sie durch Balken miteinander verbunden, die man der Länge nach auflegte, und diese wieder mit Brettern und Flechtwerk belegt. Wenn auch so schon zur Genüge für die Festigkeit der Brücke gesorgt war, so wurden dennoch noch Pfähle an dem flussabwärts stehenden Pfahlpaar schräg eingerammt, die als Strebepfeiler untergesetzt und mit dem ganzen Bau verbunden einen Gegendruck gegen die Strömung ausüben sollten. Ebenso wurden andere Pfähle in mäßiger Entfernung oberhalb der Brücke eingerammt. Falls der Feind Baumstämme oder Balken stromabwärts treiben lassen sollte, um den Bau zu zertrümmern, sollten sie als Schutzböcke den Stoß dieser Gegenstände mildern, damit diese die Brücke nicht beschädigten. Innerhalb von zehn Tagen, seitdem man begonnen hatte, das Bauholz herbeizuschaffen, war das ganze Werk fertig, und das Heer ging über den Strom.“

(Caesar, De bello Gallico IV,17-18)

Quelle 2

Tacitus (ca. 55 – ca. 120 n.Chr.) skizziert im folgenden die Maßnahmen seines Schwiegervaters Agricola, mit denen dieser in Britannien die Romanisierung voranzutreiben sucht. Auch wenn er den Erfolg im Familieninteresse übertreiben mag, so zeigt doch die Aufzählung der einzelnen Elemente, wie sehr man sich auf römischer Seite der Wirkung der eigenen zivilisatorischen Errungenschaften bewusst war:

„Der folgende Winter wurde mit überaus heilsamen Maßnahmen verbracht. Denn um die verstreuten und rohen und darum leicht zum Krieg geneigten Menschen an Ruhe und Muße durch Genüsse zu gewöhnen, ermunterte er sie persönlich, unterstützte sie öffentlich, dass sie Tempel, Märkte, Häuser errichten sollten, wobei er die Raschen lobte und die Trägen tadelte: So war Wetteifer um die Ehre an Stelle des Zwanges getreten. Dann ließ er die Söhne der Fürsten in den freien Künsten bilden und stellte die Begabung der Briten über die Bemühungen der Gallier, so dass die, welche eben noch die römische Sprache abgelehnt hatten, jetzt Beredsamkeit beehrten. In der Folge kam sogar unser Aussehen zu Ehren, und die Toga wurde häufig. Und allmählich ging man zu Annehmlichkeiten und Ausartungen über, zu Säulenhallen, Bädern und erlesenen Festgelagen. Und das hieß bei den Unerfahrenen Kultur, während es ein Teil der Knechtschaft war.“

(Tacitus, Agricola 21)

Quelle 3

Ein *unbekannter Lobredner* präsentiert uns im Jahr 310 Constantin d. Gr. als Förderer von Trier und zählt bei dieser Gelegenheit die öffentlichen Bauten auf, wie sie typisch sind auch für wichtige Städte in den Provinzen:

„Ich sehe diese hochbeglückte Stadt [gemeint ist Trier] ... sich mit allen ihren Mauern wieder so erheben, dass sie sich geradezu freut, einst zusammengestürzt zu sein, jetzt größer geworden durch Deine Wohltaten. Ich sehe einen Circus Maximus, der mit dem römischen wettzueifern scheint, ich sehe Basiliken und ein Forum, kaiserliche Bauwerke, und den Sitz der Gerechtigkeit sich zu solcher Höhe erheben, dass sie schier den Sternen und dem Himmel nahe und ihrer würdig zu sein verheißen. Dies alles sind gewiss Geschenke, die wir Deiner Gegenwart verdanken.“

(Panegyrici Latini, Panegyricus auf Constantin 6,22)

Quelle 4

Der römische Dichter *Ausonius* (ca.310 – 394 n.Chr.) beschreibt in seinem 371 in der Kaiserresidenz Trier verfassten Preisgedicht die Vorzüge der Mosel und ihres Umlandes. Dabei vergleicht er die Thermen in der Gegend von Trier mit dem berühmten Badeort Baiae, einer griechischen Kolonie am Golf von Neapel. Interessanterweise konstatiert er zwar den luxuriösen Standard der Badelandschaft, empfindet ihn aber keineswegs als übertrieben; schließlich gehört für ihn die Nutzung der Thermen zu den Grundbedürfnissen des zivilisierten Menschen:

„Soll ich die Hallen beschreiben am Rand grünwuchernder Wiesen, die Dächer schildern, die sich lastend auf zahlreiche Säulen stützen, zeichnen die dampfenden Bäder, auf Stromfundamente gegründet, wo Gott Vulcanus, heraufgezwungen aus kochender Tiefe, tausende Flammen empor wirbelt durch die Höhlungen der Stuckwände, bei verströmender Hitze die eingeschlossenen Dämpfe ballend? Viele schon habe ich gesehen, die, erschöpft vom Schwitzbad, der Wannen Wasser verschmähnten und auch das erfrischende Schwimmbad, um drüben Kühlung zu finden im lebenden Wasser, erquickt dort vom Fluss, schwimmend mit rauschenden Stößen und so die eiskalte Flut bezwingend. Fände von Cumaes Stränden sich hier ein Fremder als Gast ein, könnte er denken, dass Baiae, die Gründung Euböas, ein kleines Ebenbild hier diesem Landstrich geschenkt hat; denn so sehr bestechen Glanz und Gepflegtheit, doch steckt im Vergnügen kein sinnloser Aufwand.“

(Ausonius, Mosella 335–348)

Quelle 5

Traumatisch muss auf die Einwohner des Imperiums die Begegnung mit den Hunnen gewirkt haben, die sich nicht nur in Ihren Bräuchen, sondern auch in ihrem Aussehen von den bekannten Barbaren gravierend unterschieden. Der Geschichtsschreiber *Ammianus Marcellinus* (ca. 330 – ca. 400 n. Chr.), selbst hartgesottener Militär, lässt seinem Entsetzen freien Lauf:

„Die Hunnen, ein Volk, das aus älteren Quellen so gut wie gar nicht bekannt ist und ... am Eismeer wohnt, sind von einer hemmungslosen Wildheit. Da sie in die Wangen ihrer kleinen Kinder gleich nach der Geburt mit dem Messer tiefe Schnitte machen, so dass sich später wegen der kreuz und quer laufenden Narben kein Bartwuchs entwickeln kann, werden sie ohne Bartschmuck alt und müssen wie die Eunuchen auf diese Zierde männlicher Schönheit verzichten. Sie sind fest und kräftig gebaut, haben feiste Nacken und sind abstoßend hässlich und widerwärtig, man könnte sie für zweibeinige wilde Tiere halten ... Niemals schützen sie sich durch irgendwelche Gebäude ... Ziellos durchschweiften sie Berge und Wälder, von früher Jugend an gewöhnt, Schnee, Hunger und Durst zu ertragen ... Sie umhüllen sich mit Leinwand oder mit Fellen aus Feldmäusen, die zusammengestückt sind ... Haben sie sich erst einmal die farblose Kleidung übergestreift, so ziehen sie diese nicht mehr aus, noch wechseln sie sie, ehe sie nicht, durch tägliches Tragen abgenutzt, von selber in Stücke fällt. Den Kopf bedecken sie mit einer runden Mütze, die haarigen Beine mit Ziegenfellen. Auch eignen sie sich in keiner Weise zu Fußgefechten. Wie angenagelt sitzen sie auf ihren abgehärteten hässlichen Pferden ... Tag und Nacht verbringen sie so auf den Pferden - kaufen und verkaufen, essen und trinken und sinken, über den schmalen Tierhals gebeugt, in tiefen Schlaf. ... Vor allem aber sind sie als schreckliche Gegner gefürchtet, weil sie aus der Ferne mit Wurfgeschossen kämpfen, die statt mit den üblichen Metallspitzen mit scharfen, überaus kunstreich angebrachten Knochen versehen sind. ... Ohne Herdfeuer, ohne Gesetze und ohne geregelte Lebensweise zu kennen, ziehen sie wie Leute, die sich stets auf der Flucht befinden, in ihren Wohnwagen umher. Dort weben ihre Frauen die hässlichen Gewänder ... In Vertragsabmachungen sind die Hunnen unzuverlässig und wankelmütig.“

(Ammianus Marcellinus 31,2,1ff.)